

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

## „Pastoraltheologische Horizonte einer ‚Kirche im Rückbau‘“ – Herausforderungen und Aufgaben des Pfarrberufs in der Fläche

Das Nachdenken über den Charakter und die Aufgaben des Pfarrberufs ist nicht neu und zieht sich durch alle Epochen der Pastoraltheologie.<sup>1</sup> Dies ist von der Sache her eigentlich auch nicht erstaunlich: Da die „Sache“ des Pfarrberufs, die Kommunikation des Evangeliums, immer deutungsbedürftig ist und da das Evangelium immer mit den Menschen als Kindern ihrer Zeit zu kommunizieren ist, ist es durchaus sach-gemäß, den Charakter des Pfarrberufs nicht kontextlos festzuschreiben. Diese Einsicht ist wichtig, weil man gelegentlich den Eindruck gewinnen kann, „früher“ wäre alles selbstverständlich gewesen und die heutige Generation hätte die Last der Reflexion alleine zu tragen.

Dennoch ist es nicht zu verleugnen, dass das Nachdenken über den Pfarrberuf heute in anderen Rahmenbedingungen erfolgt als in früheren Jahrhunderten und auch Jahrzehnten und in manchem wirklich neue Konstellationen hervorbringt. Daher nenne ich zunächst einige Schwierigkeiten und Herausforderungen, die die Situation des Pfarrberufs heute prägen und konzentriere mich dabei besonders auf die ländlichen Regionen, die „Kirche in der Fläche“. Ausgehend davon werde ich meine konzeptionellen Überlegungen zum Pfarrberuf entfalten.

### 1. Schwierigkeiten des Pfarrberufs in der Fläche heute

#### 1.1. Das Erbe der Gemeindebewegung

Auch die Situation der Kirche in der Fläche und entsprechend die von Pfarrerinnen und Pfarrern auf dem Land ist geprägt von einem Gegenüber vor- und frühmoderner Organisationsformen einerseits und spätmoderner Ansprüche an kirchliches Handeln andererseits. Die Ortsgemeinde als die dominante kirchliche Organisationsform zumal auf dem Lande ist ja ein eigentümliches Mischgebilde: Konstitutiv ist zum einen das vormoderne, im Laufe des Mittelalters entstandene Territorialprinzip in Kombination mit dem Zuweisungsprinzip, mit dem sich die Kirche im römischen Reich in das bestehende Sozialgefüge eingliederte und ihren Anspruch auf die gesamte Bevölkerung untermauerte. Seit Beginn der Moderne im 19. Jahrhundert ist die Parochie zum anderen jedoch nicht mehr nur religiöser Verwaltungsbezirk, der kirchliche Zuständigkeit organisiert, sondern bietet als „Hort christlicher Liebe“, wie es bei Emil Sulze, dem „Vater der Gemeindebewegung“ hieß, die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung in kirchlicher Freizeitgestaltung. Als Gegenbewegung zur Anonymität der Moderne ist dieses Konzept interessanterweise ursprünglich ein typisch städtisches Modell, das die verloren gegangene als harmonisch erinnerte Dorfgemeinschaft in der modernen Großstadt unter christlichem Vorzeichen rekonstruieren sollte. Gut sichtbar ist dies am damals entstandenen Gemeindehaus, das möglichst viele der nominellen Kirchenmitglieder in eine aktive Beteiligung am kirchlichen

---

<sup>1</sup> Vgl. auch *Birgit Weyel*: Art. Pfarrberuf, in: *Wilhelm Gräb / dies.*: Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 639-649, 639, die die Dauerhaftigkeit der Selbstverständnisdiskussion des Pfarrberufs auf seine Wechselbeziehungen zur (sich permanent verändernden) modernen Gesellschaft zurückführt.

Leben integrieren sollte, um ihnen moralischen Halt, diakonische Unterstützung und vor allem eine christliche Sozialisation zu vermitteln.<sup>2</sup> Nach dem Vorbild der freien Vereine wurden für die verschiedenen naturständischen Gruppen – Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer und alte Menschen – Angebote konzipiert, die trotz der ursprünglichen Verantwortlichkeit von Laien und der Entwicklung der gemeindepädagogischen Berufe immer stärker dem Pfarramt zuwuchsen.<sup>3</sup> Damit veränderte sich der Pfarrberuf grundlegend: Zu den bisherigen kultischen und pädagogischen Funktionen traten kommunikative und soziale, vor allem aber organisatorische Aufgaben. Schon früh wurde die Gefahr gesehen, dass sich die Aufgaben des Geistlichen dabei immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern und er zum „Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs-, und Vergnügungsvereins (wird), der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß“<sup>4</sup>. Eine der wohl wichtigsten Neuerungen für das Pfarramt war dabei, dass jetzt der persönliche Kontakt zum Pfarrer für die Beziehung zur Kirche (die manchmal in eine bedenkliche Nähe zum christlichen Glauben rückte) relevant wurde und ganz neue emotionale Ansprüche an den Pfarrberuf gerichtet wurden. Persönliche Kontakte und das „volle Haus“ wurden zu einem Qualitätsmerkmal des pastoralen Berufes: Mit wie vielen der nominellen evangelischen Kirchenmitglieder der Pfarrer im Kontakt steht und wie viele regelmäßig an den kirchlichen Angeboten teilnehmen, wurde (und wird bis heute) zu einem erheblichen Teil der Ausstrahlung und Leistungsfähigkeit des Pfarrers und mittlerweile auch der Pfarrerin zugeschrieben.

Das gemeindliche Leitbild wurde dann sozusagen auf das Land exportiert und gewann vermutlich seine Plausibilität nicht zuletzt daraus, dass sich auch hier die vormodernen Strukturen auflösten. Seit den 1960er Jahren kamen allerdings Stadt-Land-Differenzen zum Tragen, die das frühmoderne Ortsgemeindemodell für das Land geeigneter schienen ließen als für die Stadt: Erstens entwickelte sich in städtischen Regionen das ausgeprägte spätmoderne Freizeitangebot sehr viel rasanter und ausdifferenzierter als auf dem Land, wo bis in die 1980er und 1990er und manchmal sogar noch bis heute weniger „Freizeitkonkurrenz“ zu den kirchlichen Angeboten herrscht. Zweitens schritten Individualisierung, Pluralisierung und gesellschaftliche Ausdifferenzierung auf dem Lande weniger rasch voran, so dass der Druck zu immer neuen zielgruppenorientierten Angeboten weniger hoch war. Und drittens spielte und spielt teilweise bis heute in ländlichen Regionen die Dimension des persönlichen Kontakts eine stärkere Rolle als in der Stadt, was dem auf Beziehung beruhenden Ortsgemeindemodell entgegenkommt.

Seit einigen Jahren wird jedoch immer deutlicher, dass „das Land“ keineswegs eine einheitliche Größe ist und „die Menschen auf dem Lande“ ebenso heterogen sind wie in der Stadt und auch kirchlich sehr unterschiedliche Bedürfnisse haben. Mit den großen Differenzen zwischen den ländlichen Regionen von traditionell bäuerlichen Gegenden bis ausschließlich von Pendler\_innen bewohnte Neubaugebieten haben Sie sich im Rahmen der letzten Tagungen ja bereits beschäftigt. Zudem zeigen die kirchlichen Statistiken, dass die Beteiligungsquote der evangelischen Kirchenmitglieder am aktiven Gemeindeleben und am Gottesdienstbesuch auf dem Land regional unterschiedlich, aber nicht durchschlagend höher

---

<sup>2</sup> Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 97ff.

<sup>3</sup> Zur Rolle des Gemeindehausbetriebs für die Arbeitskapazität der Pfarrerinnen und Pfarrer vgl. *Rudolf Roosen*: Gemeindehaus vor dem „Aus“?, DtPfrBl 97 (1997), 63-66, 63.

<sup>4</sup> *Walter Bülick*: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36.

ist als in der Stadt. Der Druck auf die Pfarrerinnen und Pfarrer, mit möglichst passgenauen Angeboten auch bei hoher Freizeitkonkurrenz und bei immer stärkerer Ausdifferenzierung von Zielgruppen und Bedürfnissen das „volle Gemeindehaus“ und damit ein erkennbares Qualitätsmerkmal der eigenen Arbeit zu erreichen, ist auf dem Land längst angekommen.

### 1.2. Schwindende Finanzmittel bei gleich bleibenden Kirchenbildern

Dieses „Erbe der Gemeindebewegung“ stößt nun seit Mitte der 1990er Jahre auf die schwindenden Finanzmittel, die ein Umdenken in den kirchlichen Strukturen erfordern. Die sprudelnden Finanzquellen in den 1960ern, 1970ern und auch noch 1980ern hatten in der damaligen BRD (in den Kirchen der DDR war dies selbstverständlich anders) zum einen zu einer Ausdifferenzierung des kirchlichen Angebots geführt, was sich aber stärker auf die Städte beschränkte. Für das Land dürfte die zweite Tendenz einer Vermehrung von Pfarrstellen und teilweise auch die Errichtung neuer Gemeinden, beispielsweise in Neubaugebieten, wichtiger gewesen sein. Die in den finanziell „fetten Jahren“ entstandenen kirchlichen Strukturen haben – sowohl innerkirchlich als auch in der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – ein Bild der Kirche und auch den Anspruch an sie entstehen lassen, dass sie flächendeckend präsent ist und an möglichst vielen Standorten für möglichst viele Menschen etwas bietet. Auf dem Lande wurde die kirchliche Präsenz zudem nicht selten als Kontrapunkt zur modernen wirtschaftlichen Rationalisierung verstanden und als persönliche Solidarität mit den Menschen auf dem Lande thematisiert: Wenn dem Dorf schon der Bäcker und die Post genommen werden, lässt die Kirche die Menschen nicht im Stich und bewahrt damit etwas von den traditionellen dörflichen Strukturen.

Dieses Bild hat bislang nur ansatzweise eine wirkliche Korrektur erfahren. Mit zurückgehenden finanziellen und vor allem personellen Mitteln wird vielfach immer noch versucht, möglichst viele Gemeinden mit einem so großen Spektrum von Angeboten aufrechtzuerhalten, wie es die Ressourcen eben noch zulassen. Wenn Stellen gestrichen werden, Pfarrerinnen und Pfarrer zusätzliche Aufgaben oder nicht selten zusätzliche Gemeinden übernehmen – im Osten noch stärker als im Westen –, dann ist es häufig ihre individuelle Aufgabe, das Mögliche mit den Erwartungen und auch ihren eigenen Idealen zu vermitteln. Viele machen das, was „noch“ geht, orientiert an Idealen aus anderen Zeiten – und leiden darunter, dass sie sowohl Erwartungen anderer als auch eigenen Ansprüchen nicht nachkommen.

Diese Konstellation wird noch verschärft durch die kirchensoziologischen Erkenntnisse der letzten Jahren, insbesondere durch den Milieuansatz, der deutlich gemacht hat, wie viele evangelische Kirchenmitglieder mit den kirchlichen Angeboten bisher nicht erreicht werden – auch auf dem Lande. Diese Einsicht in Kombination mit dem beschriebenen Erbe der Gemeindebewegung kann den Druck auf Pfarrerinnen und Pfarrer erhöhen, eigentlich noch viel mehr machen zu müssen, obwohl strukturell die Grenzen längst erreicht sind.

### 1.3. Strukturen des Pfarrberufes

Zum Charme des Pfarrberufes gehört sein hohes Maß an Gestaltungsfreiheit, die keine festgeschriebenen Arbeitszeiten, die Möglichkeit zu individuellen Schwerpunktsetzungen und die Entscheidungsfreiheit, wie und in welcher Gewichtung man seine Arbeitszeit füllt, einschließt. Freiheit braucht jedoch immer auch Struktur, um als Freiheit erfahren zu

werden. Die Kehrseite der Freiheit ist die Notwendigkeit für Pfarrerinnen und Pfarrer, mit den Anforderungen und Erwartungen an sie und ihren Beruf umzugehen und die entsprechenden Entscheidungen auch in der genannten Verschärfung der Situation individuell zu treffen. Strukturelle Hilfen wie Gemeindeberatung, Supervision, Intervention oder Coaching gibt es zwar mittlerweile in jeder Landeskirche, aber die Entscheidung, sie in Anspruch zu nehmen, liegt wiederum in der Regel bei den Pfarrerinnen und Pfarrern selbst. Hier dürfte einer der Gründe liegen für das häufig benannte Gefühl von Überforderung, das bei Pfarrerinnen und Pfarrern auf dem Lande nicht selten durch den Mangel an kollegialem Austausch und Unterstützung noch verstärkt wird. Das Thema ist in den letzten Jahren durch die zunehmenden Burnoutdiagnosen und ihre Thematisierung stärker ins Bewusstsein gerückt und macht endgültig deutlich, dass hier Handlungsbedarf besteht.

Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen also Kriterien, um ihren Berufsalltag sinnvoll zu strukturieren, um in der Fülle der möglichen Handlungsfelder sinnvolle Schwerpunkte zu setzen und um sich gleichzeitig vor Überforderung zu schützen. Die Frage nach dem Charakter des Pfarrberufs und seinen grundlegenden Aufgaben sollte sich also mit der Frage nach einer befriedigenden Berufsgestaltung einschließlich seiner Grenzen verbinden.

## 2. Kommunikation des Evangeliums – die Grundaufgabe des Pfarrberufs

Ich schlage vor, das Nachdenken über den Charakter des Pfarrberufs ganz klassisch mit Überlegungen zu seiner grundlegenden Aufgabe zu beginnen. Diese erscheint mir nach wie vor mit der von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Formel der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend beschrieben. Diese Formulierung impliziert nämlich vier Aspekte, die mir essentiell für die Sache scheinen, um die es geht.

1. Es geht um die Kommunikation eines spezifischen Inhalts: Um die Botschaft, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen, die an ihn glauben, hinein nimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt.
2. Kommunikation ist immer ein wechselseitiges Geschehen, das alle an der Kommunikation Beteiligte gleichberechtigt in den Blick nimmt.
3. Der Kommunikationsbegriff denkt von der Wirkung her, die mit der Kommunikation erreicht wird. Ziel ist es, dass Menschen durch diesen Kommunikationsvorgang dem Evangelium so begegnen, dass sie seine Bedeutung für sich und ihr Leben und Handeln entdecken. Entscheidend ist also nicht, ob die Botschaft ausgerichtet wird, sondern ob sie ankommt.<sup>5</sup> Allerdings: Von außen kann nicht zwingend und schon gar nicht zuverlässig beurteilt werden, wann sie „angekommen“ ist. Gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen „Bekehrung“ als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten. Glaube ist ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen

---

<sup>5</sup> Dieses Verständnis steht ganz in der Linie Martin Luthers, der immer wieder betont hat, dass das Heilsgeschehen in Christus nicht an sich geschehen ist, sondern erst an sein Ziel gekommen ist, wenn der einzelne Mensch es für sich erfasst hat: *„Denn ob Christus tausentmal für uns gegeben und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und tehlets aus und schenket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dys.“* (WA 18; 202,37-203,2.)

Wegen, die nicht einmal dem Subjekt selbst immer bewusst sind, geschweige denn, dass es sie immer zur Sprache bringen könnte. Erst recht kann es nicht von außen beurteilt werden – es ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch.

4. Insofern kann die „Wirkung“ der Kommunikation nicht „gemacht“ werden und nicht einmal unbedingt gesehen werden, sondern sie bleibt unverfügbar. Das gilt bereits für zwischenmenschliche Kommunikation, die immer auch ein unberechenbares Moment enthält, erst Recht für die klassisch als „Glaube“ beschriebene Wirkung der Kommunikation des Evangeliums, die wir als Wirkung des Geistes verstehen.

Dieses theologisch komplexe Verhältnis zwischen Menschenwerk und Gotteswerk bedeutet für den Pfarrberuf: Die Kommunikationsbemühungen müssen von ihrer potentiellen Wirkung her gedacht werden, jedoch liegt die Wirkung weder in unserer Hand noch ist sie überprüfbar. Dies auszuhalten und dennoch in den Kommunikationsbemühungen nicht nachzulassen, ist vielleicht die größte Anforderung an den Pfarrberuf. Diese Aufgabe ist nur lösbar auf der Grundlage des Vertrauens auf das Wirken Gottes, das sowohl vor Selbstüberforderung („ich muss die Wirkung erzielen“) als auch vor dem Rückzug auf die „gute Absicht“ („ich kümmere mich nicht um die Wirkung“) bewahrt. (Ersteres erhöht die Wahrscheinlichkeit eines Burnout, Letzteres senkt die Qualität der Arbeit.)

Dies bedeutet auch, dass es menschlicherseits nicht letztlich absehbar ist, auf welchen Kommunikationswegen das Evangelium Menschen erreicht. Belegt ist durch die kirchensoziologischen Untersuchungen der letzten Jahrzehnte in jedem Fall, dass bestimmte Kommunikationswege gewisse Menschen und Gruppen mit einer größeren Wahrscheinlichkeit erreichen als andere. Das gilt für ästhetische Orientierungen und Stile, wie sie die Bachkantate oder die Rockband im Gottesdienst verkörpern. Dies gilt aber ebenso für bestimmte Handlungsfelder als Kommunikationswege des Evangeliums. Es kann nicht von vornherein und schon gar nicht von denen, von denen die Kommunikationsbemühungen ausgehen, verbindlich entschieden werden, auf welchen Wegen welche Menschen erreicht werden. Dies kann ebenso im Seniorinnenkreis geschehen wie in der Jugendfreizeit, in der diakonischen Arbeit ebenso wie in der Bildungsarbeit, im Unterricht ebenso wie in der kirchenmusikalischen Arbeit, in der Meditationsarbeit ebenso wie in der Seelsorge. Nur dem Gottesdienst lässt sich hier eine Sonderstellung zuschreiben, weil er die Kommunikation mit Gott zum expliziten Ziel hat.

Insofern kann der zur Überforderung neigenden Situation des Pfarramtes auch nicht mit der Forderung nach einer Konzentration auf das „Kerngeschäft“ oder dem Ruf „zurück zum Eigentlichen“ begegnet werden. Diesem Ruf begegnet man übrigens in der pastoraltheologischen Literatur seit mindestens 200 Jahren immer wieder und interessanterweise meint er jeweils Unterschiedliches: beispielsweise die Konzentration auf den ethischen und religiösen Bereich (statt sich auf medizinische, landwirtschaftliche o.a. Gebiete zu begeben), es kann die Verkündigungsaufgabe bezeichnen (in der Dialektischen Theologie nicht selten gegen Kasualien etc. abgegrenzt), es kann sich auf die unmittelbaren „Amtspflichten“ beziehen (abgegrenzt von der Mission Fernstehender oder von Gemeindeveranstaltungen) oder auf die religiöse Kommunikation (abgegrenzt von Verwaltungsaufgaben, geselligen Veranstaltungen etc.<sup>6</sup> Wenn man diese diachrone Varianz

---

<sup>6</sup> Vgl. *Uta Pohl-Patalong*: Art. Pastoraltheologie, in: *Christian Grethlein / Helmut Schwier* (Hg.): *Praktische Theologie. Eine Theorie- und Problemgeschichte* (Arbeiten zur Praktischen Theologie Bd. 33) und Herausforderungen, Leipzig 2007, 515-574.

von „Kernaufgaben“ bzw. „Eigentlichem“ synchron begreift, ist die scheinbare Kuriosität möglicherweise letztlich völlig sachgemäß, denn die Kommunikationswege der Evangeliums sind ebenso vielfältig wie es Gottes Wege mit den Menschen sind. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, wäre es theologisch problematisch, sich nur noch auf bestimmte Handlungsfelder zu beschränken – denn damit würde es die Kirche faktisch manchen Menschen erleichtern und anderen erschweren, an dieser Kommunikation teilzunehmen. Insofern kann eine Begrenzung der pastoralen Arbeitsfelder nicht in einer generellen Lösung gesucht werden, die allen Pfarrerinnen und Pfarrern nur noch wenige Handlungsfelder zuweist.

### 3. Pastorales Handeln als exemplarisches Handeln – Entscheidungsprozesse

Der faktische Unmöglichkeit, die Kommunikation des Evangeliums in der Gesellschaft der Gegenwart umfassend zu betreiben, korrespondiert nun die prinzipielle theologische Einsicht, dass jede Kommunikation des Evangeliums ein exemplarisches Handeln ist. Denn das Evangelium ist immer größer als alles, was Menschen auch noch so umfassend tun können, so dass es nie umfassend kommuniziert werden kann. Diese Einsicht kann von dem Druck entlasten, im Rahmen des pastoralen Stellenumfangs oder im Rahmen gemeindlichen Handelns möglichst viele Handlungsfelder und damit die religiöse Kommunikation in einem Bezirk möglichst vollständig abzudecken. Mit den in der Gegenwart deutlich erkennbaren faktischen Grenzen wird die theologische Einsicht des prinzipiell exemplarischen Charakters deutlicher und macht den Blick dafür frei, das eigene Handeln als Verweis auf das immer größere Wirken Gottes zu verstehen. Dieses wirkt dem „Kirchturmdenken“, das an den Gemeindegrenzen endet, entgegen und öffnet den Blick auf das kirchliche und pastorale Handeln im weiteren Umfeld, in dem Gott ebenso wirkt. Wenn das eigene exemplarische Handeln nicht erreicht, kann ein anderes ebenso exemplarisches Handeln erreichen.

In dieser Perspektive wird dann rasch deutlich, dass jeder Pfarrer und jede Pfarrerin faktisch schon immer und seit einigen Jahrzehnten in besonderer Weise bestimmte Wege der Kommunikation des Evangeliums einschlägt und andere vernachlässigt, konkret: bestimmte Handlungsfelder betreibt und andere nicht. Das gilt für das Land ebenso wie für die Stadt, für Vollzeit- ebenso wie für Teildienststellen, für übergemeindliche Pfarrämter ebenso wie für ortsgemeindliche. Gleichzeitig ermöglicht das Denken von der Kommunikation des Evangeliums her, die diversen pastoralen Handlungsfelder als gleichwertige Kommunikationswege zu sehen. Ansonsten liegt es gerade im ländlichen Raum nahe, zunächst die traditionellen gemeindlichen Handlungsfelder vor Augen zu haben, die die Arbeitszeit schon fast vollständig füllen, so dass „daneben“ kaum noch Zeit für etwas anderes ist. Denkt man von der Kommunikation des Evangeliums her, dann sind zunächst alle Kommunikationswege gleichberechtigt – das Filmprojekt und der Seniorenkreis, das Meditationsangebot und die Jugendgruppe, das Engagement im Dorfleben und die Seelsorge und vieles mehr – und es müssen Entscheidungen getroffen werden.

Dabei darf und soll sowohl vor Ort als auch im Blick auf die Region entschieden werden, welche Aufgabenbereiche eine Gemeinde erfüllt, also welche Kommunikationswege des Evangeliums hier gebraucht werden, was gerade den sehr unterschiedlichen Konstellationen ländlicher Regionen entgegenkommt: Familien- oder Singlearbeit wird dort angeboten, wo die entsprechenden Menschen leben, Kirchenmusik wird vorzugsweise an einer Kirche mit guter Orgel und intensiver Chorarbeit angesiedelt und diakonische Arbeit wird so

ausgerichtet, wie Menschen sie brauchen. Eine wichtige Perspektive für diesen Prozess ist die Einsicht, dass die Kommunikation des Evangeliums keine Frage von Quantität ist: Die seit der Idee des „lebendigen Gemeindehauses“ leitende Überzeugung, dass „Mehr“ auch immer „besser“ ist, kann überwunden werden. Wenn alles Handeln immer nur exemplarisch sein kann, kann die bewusste und liebevolle Gestaltung eines Handlungsfeldes sinnvoller sein als drei Arbeitsbereiche zu „versorgen“.

Ich plädiere also dafür, diese faktisch schon immer getroffenen Entscheidungen zu bewussten, konzeptionellen und vor allem: theologisch reflektierten Entscheidungen zu machen. Denn das Kriterium für diese Entscheidungen sollte die theologische Frage sein, was – nach dem immer begrenzten derzeitigen Kenntnisstand – das Evangelium in der jeweiligen Situation und ihrem Kontext voraussichtlich am sinnvollsten kommuniziert: nämlich so, dass (in dem Wissen um die Unverfügbarkeit) das menschliche Machbare dazu getan wird, dass Menschen vom Evangelium erreicht werden. Es ist die theologische Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern, die ihr eigenes und das gesamte gemeindliche Handeln daraufhin reflektieren, was darin eigentlich geschieht und diese Reflexion mit anderen teilen. Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, für die sie ihr akademisches Studium brauchen (und das sich daraufhin in manchen Punkten auch verändern müsste). Ebenso benötigen sie eine hohe Wahrnehmungskompetenz für den jeweiligen Kontext und die Menschen in ihm, Empathie und Gesprächsfähigkeit, woraufhin die zweite Ausbildungsphase noch einmal betrachtet werden müsste. Pfarrerinnen und Pfarrern wird damit zugemutet, immer wieder einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, mit denen sie quasi „von außen“ auf ihre eigene Arbeit blicken und sie mit den Augen anderer und nach theologischen Kriterien betrachten.

Bei der Entscheidung, welche Kommunikationswege begangen werden und welche nicht, sollten die anderen Gemeinden einer Region einbezogen werden, denn es wäre schwierig, wenn es in regionaler Nähe nur wenige Handlungsfelder in großer Häufigkeit gäbe. Absprachen sind hilfreich, mit denen die Gemeinden Schwerpunkte für die Region setzen. Dies bedeutet eine Abkehr von dem Aspekt des Parochialprinzips, Gemeinden ohne inhaltliche Unterschiedlichkeit nebeneinander zu stellen und in ihnen vollständige religiöse Versorgung anzubieten. Gerade auf dem Land bedeutet dies, dass Menschen für bestimmte Handlungsfelder zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen. Allerdings musste für gezielte Angebote wie beispielsweise Alleinerziehendenarbeit, Trauergruppen oder interreligiöser Dialog bislang häufig der noch weitere Weg in die Stadt auf sich genommen werden. Vor allem aber wurde mit der bisher dominanten Parochialstruktur signalisiert, dass die Angebote woanders nicht für die Menschen in einer ländlichen Parochie gedacht waren, weil sie ja nicht in der „eigenen“ Gemeinde angeboten wurden. Hier stößt das Modell einen Prozess des Umdenkens an, der in der Tradition des Pfarrzwanges und der jahrhundertelangen Ausrichtung auf territoriale Gemeindegrenzen sicherlich einige Zeit brauchen wird, mir aber durchaus möglich und vor allem sinnvoll erscheint. Die Identifikation von kirchlicher Organisation und Wohnraum wird nicht vollständig aufgegeben (denn die Kirche bleibt ja in der Fläche präsent), aber soweit gelöst, dass Menschen zunehmend weniger erwarten, dass es das für sie passende Angebot unbedingt in „ihrer Gemeinde“ geben müsste, sondern es woanders suchen bzw. sich frei fühlen, es dort anzunehmen. Zudem ist zu bedenken, dass nicht das gesamte kirchliche Angebot vom Pfarramt abgedeckt werden muss, sondern Ehrenamtliche und die gemeindepädagogischen Berufsgruppen kirchliche Arbeit nach den Bedürfnissen vor Ort gestalten können.

Diese Entscheidungen bewusst zu treffen und sie sich nicht von den am lautesten artikulierten Erwartungen abnehmen zu lassen, braucht Mut und an manchen Orten sicher längere Vorbereitungs- und Übergangsphasen. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen sich dabei auf die Unterstützung von Kirchenleitungen und Vorgesetzten verlassen können, sowohl strukturell als auch im Konfliktfall. Der Kirchengemeinderat sollte an den Entscheidungsprozessen beteiligt werden und diese Entscheidungen entsprechend mittragen. Die Perspektive des konstruktiv mitdenkenden Kirchengemeinderates kann dabei auch ein kritisches Korrektiv bilden zu der Frage nach der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums. Wichtig wäre auch, Personen in den Entscheidungsprozess einzubinden, die nicht zur Kerngemeinde gehören, um sich in den gewählten Aufgabengebieten nicht von vornherein auf 10-15% der Kirchenmitglieder zu beschränken. Häufig wird dabei beratende Hilfe sinnvoll sein, die den Prozess unterstützt und hilft, dass es nicht zu einem Kompromiss der Gruppeninteressen kommt, sondern eine gemeinsame Suche nach sinnvollen Formen der Kommunikation des Evangeliums mit den gegebenen Ressourcen – Personen, Zeit, Geld, Umfeld etc. – erfolgt. Ferner sind, wie erwähnt, Absprachen in der Region sinnvoll, die die Interessen aller Beteiligten wahrnehmen.

#### 4. Begrenzte Möglichkeiten – Konsequenzen

In unterschiedlicher Hinsicht zieht diese Ausrichtung Konsequenzen nach sich, die pastorales Handeln als begrenzte Möglichkeiten deutlich werden lassen.

##### 4.1. Angewiesensein auf andere

Bewusst getroffene Entscheidungen über das „Lassen“ lassen die eigene Angewiesenheit auf andere spürbarer werden und ihre Stärken und Fähigkeiten bewusster wahrnehmen in dem Bewusstsein, dass andere Menschen andere Weg beschreiten mit demselben Ziel. Dies kann einerseits kollegiale Zusammenarbeit fördern. Es kann aber auch – in der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen, besonders aber auch Ehrenamtlichen – deren Selbstständigkeit und Initiative stärker schätzen lassen. Die Perspektive des gemeinsamen Zieles, das Evangelium zu kommunizieren, kann möglicherweise helfen, weniger von dem eigenen Handeln her zu denken als von der gemeinsamen Sache.

##### 4.2. Geistliche Dimensionen der Begrenzung

Gleichzeitig hat eine solche Begrenzung pastoralen Handelns auch eine geistliche Dimension. Dies hat besonders Ulrike Wagner-Rau herausgearbeitet. Ich zitiere: „Theologie beginnt mit der schmerzlichen Einsicht, dass dem Menschen nichts unbegrenzt zur Verfügung steht: nicht die Lebenszeit und die Lebenskraft. Nicht die Fähigkeit, das Leben konstruktiv, menschenfreundlich und liebevoll zu gestalten. Nicht das Geld. Nicht die Möglichkeit, über bestimmte Bereiche hinaus Einfluss zu nehmen. Die Grenzen verfügbarer Ressourcen und die Grenzen eigener Möglichkeiten sind in die Menschlichkeit konstitutiv eingeschrieben.“<sup>7</sup> Dass Menschen permanent Erfahrungen mit ihren Grenzen machen, fragmentarisch und unvollkommen sind und daher immer auch in der Sünde verfangen, ist die grundlegende Einsicht reformatorischer Anthropologie. Pfarrerinnen und Pfarrer predigen dies, vermitteln

---

<sup>7</sup> Wagner-Rau, Auf der Schwelle, 75.

dies in Seelsorge und Unterricht – und haben es in der Gestaltung ihres beruflichen Lebens manchmal besonders schwer, mit den Grenzen ihres eigenen Tuns umzugehen, nicht zuletzt auch wegen der hohen Ansprüche, die von außen gestellt werden, die sie aber auch selbst an sich haben.

#### 4.3. Arbeitszeit als begrenzte Ressource

Die Perspektive begrenzter Ressourcen führt schließlich dazu, die Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern konkret in den Blick zu nehmen. Dies ist ein emotional aufgeladenes Thema, weil das Rechnen in Stunden gelegentlich mit einer vollständigen „Berufsförmigkeit“ des Pfarrberufes gleichgesetzt wird, die seiner „Lebensförmigkeit“ entgegensteht. Der berechtigte Hinweis auf den engen Zusammenhang zwischen Beruf und Person muss – und sollte – jedoch nicht bedeuten, eine bewusste Wahrnehmung und Gestaltung von Arbeitszeit zu negieren. Es gehört im Gegenteil zu der dem Pfarramt innewohnenden Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums in seinen realistischen Möglichkeiten zu reflektieren und die Arbeitszeit als begrenzte Ressource dafür in den Blick zu nehmen. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Kommunikation des Evangeliums eine kreative Tätigkeit, die von spirituellen Grundlagen lebt, die Zeit benötigen. Vor allem aber wird das Evangelium nicht überzeugend kommuniziert, wenn diese Tätigkeit Erschöpfung bedeutet. Burnouts im Pfarramt sind deswegen nicht nur ein Problem kirchlicher Fürsorgepflicht, sondern in dieser Perspektive auch ein theologisches Problem: Welche Inhalte kommuniziert eine Kirche indirekt mit kraftlosen, ausgelaugten, mit sich nicht gut umgehenden Mitarbeitenden?

Die Gestaltung des Pfarrberufs und seine Arbeitszeit müssen daher so beschaffen sein, dass Personen, die hauptberuflich mit dem Evangelium befasst sind, Gelassenheit, Freude am Leben und den Blick für das Wesentliche auszustrahlen. Eine Richtgröße zwischen 40 und 45 Stunden im Jahresmitteln scheint mir eine sinnvolle Linie zu sein. Ein Jahresmittel anzusetzen, hat den Vorteil, dass es den „saisonalen“ Charakter des Pfarrberufs berücksichtigt: In der Adventszeit, in der Passionszeit, bei Konfirmationen oder bei der Jugendfreizeit in den Sommerferien werden es sicher auch einmal deutlich mehr Stunden sein, dafür können und sollten es dann in anderen Phasen auch deutlich weniger sein. Ohne mindestens einen wirklich freien Tag in der Woche kommt vermutlich kein Mensch auf Dauer ohne gesundheitliche Schäden davon.

Zur Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gehört aber auch Zeit für Ungeplantes und Unverzwecktes. Auch dies kommuniziert Evangelium, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein Verständnis von Zeit repräsentieren, das nicht im „Geschäft des Alltags“ aufgeht, sondern über das jetzt zu Erledigende hinaus weist. In der Alltagsgestaltung kann dann eine Ahnung davon aufleuchten, dass das eigene Handeln immer vorläufig ist und das Reich Gottes nicht herbeiführen wird – und gleichzeitig unendlich wertvoll und unverzichtbar ist für die Kommunikation des Evangeliums, denn in ihm scheint etwas auf vom Evangelium selbst.